Zeitschrift: Schweizerische Lehrerinnenzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerinnenverein
Band: 41 (1936-1937)
Heft: 2

Artikel: London
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-313327

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

desselben nicht vorteilhaft. Tausend und tausend unserer Zeitmenschen sind kraftvoll zum Knüpfen und festen Zusammenziehen aller Arten von Gebinden, Banden und Knöpfen; aber weniger Finger sind bei nötiger Feinheit und Zartheit kraftvoll und mächtig, diese Gebinde, diese Bande, diese Knöpfe zu lösen. Der gewöhnliche Kraftarm der Zeitmenschen greift, wenn es um die Lösung solcher Knoten zu tun ist, immer, und oft unglücklich, gern zum Schwert.

Dein Schwert ist klein, und wenn du schon gelernt hast, seine Scheide schön zu machen, so ist es doch klein, und sein Inneres sieht hier und da doch mehr einer etwas vom Rost angegriffenen und ungleich gezähnten Säge als einem vollends probehaltigen Damaszener gleich. – Vaterland! Dein kleines Schwert ist das allergeringste von all den Mitteln, die in deiner Hand liegen, deinem Volke Gutes zu tun.

Vaterland! Lehre deine Knaben nicht dieses Mittel für das Höchste achten. Es könnte, zu hoch geachtet, leicht in ein Mittel ausarten, das alte, wesentliche Gute, dessen du heute bedarfst, in dir zu paralysieren und in einen Zustand der Lähmung zu versetzen. – Nein, Vaterland, nicht das Schwert – nein! nein! Licht! über dich selbst, tiefe Erkenntnis der Uebel, die gegen dich selbst in dir selbst liegen, Erkenntnis des wahren Zustandes deiner selbst, das ist, was dir not tut.

Heinrich Pestalozzi.

London

Eine Ueberschrift enthielt etwas wie ein Versprechen, dass hier ein wenig von London erzählt werde. Keine Angst, es handelt sich dabei nicht um Nachrichten von einem Kongress, sondern nur um einen ganz kleinen Ausschnitt aus Geschautem und Erlebtem während eines kurzen Aufenthaltes.

Um als Alleinreisende wenigstens einen Anhaltspunkt für das kurze Verweilen zu gewinnen, hatte ich an das Bureau der Freundinnen junger Mädchen: Y. W. C. A. Upper Bedford Place 24, Russel Square W. C. 1, eine Anmeldung geschrieben. In unglaublich kurzer Zeit erhielt ich die Zusage, dass für mich ein Zimmer reserviert bleibe. Auf der langen Taxifahrt von der Station zu meinem Bestimmungsort hatte ich Gelegenheit, einen Begriff zu bekommen vom Londoner Strassenverkehr und von der Gewandtheit und Vorsicht der Wagenführer. Schier als ein Wunder kam mir's vor, dass der Wagen endlich an einem mit hohen Bäumen umstandenen grünen Platz vorbeilenkte, eben nach dem stillen Bedford Place. Wie war es nur möglich, in der Stadt voller Geräusch und Verkehr an einer solch ruhigen Insel zu landen?

Freundlich und geschäftsmässig zugleich war die Aufnahme im Hotel. Durch hohe, schmale, saubere Treppen ging's weit hinauf, vorbei an einer Glocke, die nur geläutet werden dürfe bei Feuerausbruch. Endlich landete ich auf dem letzten Treppenabsatz. Gegen ein Depot von zwei Schilling hatte mir die Sekretärin einen Yaleschlüssel anvertraut, der nun die Türe eines langen, schmalen Zimmers öffnete. Es enthielt keinen sogenannten Komfort, aber eine vollständig genügende und sehr saubere Ausstattung. Das grosse Fenster gestattete einen ungeahnt weiten Ausblick, allerdings auf ein Geviert von Giebeln und Dächern, aber auch zum Himmel und nach einem Kirchturm hin, dessen Uhr zitternde Schläge wie auf eine Silberplatte schickte. Also konnte ich mit Einblick und Ausblick zufrieden sein, hier hoch oben über dem Strassengetriebe der Großstadt.

Das Abendbrot wurde in einem hellen Saal an kleinen Tischen gereicht, gleich auf dem Teller angerichtet vor den Gast gestellt. Damit fiel umständliches Servieren und unnötiger Gebrauch von Schüsseln und Platten weg.

Man sah sich die Gesellschaft ein wenig an und fühlte sich in ihrem vielgestaltigen Internationalismus sofort heimisch. Die gemütliche Holländerin am Tisch bedauert, dass die Halskrause, die sie am Morgen als weiss angezogen hatte, jetzt am Abend stark ins Braungraue stach; die braune Aegypterin am andern Tisch machte halblaute Sprachübungen in Deutsch; eine kleine, magere Indierin unterhielt sich eifrig mit einer elfenzarten Kanadierin in Trauerkleid, und am Tisch der Sekretärin war fröhliches Lachen und Geplauder. Ich suchte die Nationalität der muntern Gesellschaft festzustellen; denn die Gesichter hätten Schweizerinnen gehören können – doch sprachen sie ein so gutes Englisch, dass ich im Zweifel blieb.

Vorläufig hatte ich keine Lust, zum Feuerexit hinauf zu steigen, sondern ich trat eine Wanderung an durch einige benachbarte Strassen. Als ich zwischen neun und zehn Uhr in das Lesezimmer des Y.W. C. A.-Hotels trat, war dort noch eine kleine Gesellschaft junger Mädchen, und plötzlich tönte richtiges, urchiges Schweizerdeutsch an mein Ohr. Mit den vorstellenden Worten: Die Sprache kann ich auch, führte ich mich selbst bei ihnen ein. Es waren eine Züribieterin, eine Baslerin, welche die Heimatsprache redeten, die beiden andern waren Oesterreicherinnen. Mich interessierte mächtig, zu vernehmen, womit sich die Töchter fernab der Heimat, in der Weltstadt beschäftigen.

Da kam's heraus, dass sie alle hier im Heim die Ferien zubrächten. Da war die Lehrerin, die daheim keine Stelle gefunden hatte, und die unternehmungslustig eine solche in einer kleinen Privatschule nicht allzu weit von London angetreten hatte. Dort amtete sie guten Mutes als Sprachlehrerin und daneben als Mädchen für alles – vielleicht nur gegen freie Station und gegen die Möglichkeit, die englische Sprache zu erlernen, vielleicht kam noch ein Taschengeld dazu. Die Zürcherin und die eine der Oesterreicherinnen waren wohlbestallte Hausangestellte, während die zweite Oesterreicherin eben im Heim angekommen war, um, ohne die geringsten Kenntnisse der englischen Sprache, nächstens eine Stelle an einem zwei Stunden von London entfernten Ort anzutreten.

Die ersten drei benutzten ihre Ferien, um London kennen zu lernen, um systematische Sprachstudien zu machen. Rührend bemühten sie sich, der Neuangekommenen das allernötigste Englisch beizubringen, ihr einen Brief der künftigen Prinzipalin vorzulesen und zu übersetzen und ihr klar zu machen, wie die Reise nach ihrem künftigen Wohnort am besten vor sich gehen könnte. Armes, junges Ding in der grossen, hastenden, fremden Stadt, das ohne genügende Vorbereitung vor den Lebenskampf gestellt ist. Wieviel Tapferkeit steckt aber auch in diesen jungen Mädchen. Als ich ihnen deswegen ein Kompliment machte, meinten sie, da wo so viele Menschen leben wie in London, käme man mit ein wenig Vorsicht und Mut schon durch, und die Menschen, mit denen sie zu tun hätten, seien fast ohne Ausnahme korrekt und freundlich.

Für den nächsten Vormittag bat ich die Oesterreicherin, die London schon ziemlich gut kannte, mich als Führerin zu den « unerlässlichsten » Sehenswürdigkeiten zu begleiten, und sie tat es mit viel Ueberlegung und in guter Vorausberechnung der Zeit, welche die grossen Strecken in Anspruch nehmen. Trafalgar Square, Parlamentsgebäude, Westminsterabbey, St. Pauls, St. Jamespark, Buckinghampalast mit Aufmarsch der Wache, alles liess sich in die Stunden des

Vormittags hineinbringen. Im Gespräch mit der Führerin vernahm ich, dass in ihrer Heimat die Verdienstverhältnisse für die Hausangestellten nicht gut, dass Studium und Berufslehre fast unmöglich seien wegen der Kosten, dass man aber doch « a bisserl » was lernen möcht, und dass sie darum nach England gekommen sei, wo es ihr gefalle und wo sie eine gute Stelle gefunden habe wenigstens für einige Zeit, nachher, da schau'n mer halt wieder weiter.

Nach kurzer Mittagsruhe zogen wir drei Schweizerinnen miteinander aus. Eine Fahrt mit der Untergrundbahn, ein tiefes Hinunter- und später wieder Hinaufsteigen mittelst des trottoir roulant. Endlich haben wir den Tower erreicht, stehen nach Entrichtung des six pence, queue vor dem Turm, in welchem die Kronjuwelen aufbewahrt sind. Wie still und geduldig, ohne Drängen und Stossen wartet die Menge, warten auch wir, bis es möglich wird, zur Treppe zu gelangen. Da legt unversehens einer der ehrwürdigen Gardisten im rotgeränderten Röcklein seine Hand auf meine Schulter; mein ehrliches Thurgauer Herz zuckt zusammen – aber er weist mit der andern Hand zum Turmgesimse empor und sagt warnend: « birds! » Ist es nicht der Höhepunkt vorsorglicher Wachsamkeit, mich so vor einer Dekoration durch die dort oben nistenden Tauben zu bewahren?

Oben drängte nun wirklich alles zum funkelnden Goldschatz. Was waren wohl die Gedanken all derer, welche hier Kronen und Szepter, Diademe und Prunkschwerter, Becher und Taufbecken, Tafelaufsätze und Salzgefässe in purem Golde gleissen sahen? Schweigend blickten viele auf das viele Gold. Gold, das Menschen so reich und auch so tief unglücklich machen kann.

Die Towerbridge hatte die Gefälligkeit, gerade zu demonstrieren, wie sie Schiffen mit hohen Kaminen zur Durchfahrt Platz macht. Später fanden wir uns im Verkehrsstrom der an Verkaufsgeschäften reichen Oxfordstreet, wir schwammen geduldig mit, durcheilten ein Warenhaus, ohne zu einem Kauf Zeit zu finden und nahmen dann Richtung zu unserem Quartier; denn Füsse und Augen hatten das Tagespensum erledigt, und der Hals hatte genug von dem, was er an Verkehrsstaub mit der Luft zu schlucken bekommen hatte. Du glücklicher, verkehrsfreier Bedford Place, auf dem man sein kleines Leben nicht ständig nach allen Seiten sichern muss.

Dann nochmals eine Nacht neben dem fire exit, neben dem Glockenturm. Ein Stückchen blauen Himmels, ein Stern grüsst nieder auf das wogende, langsam zur Mitternachtruhe abflauende Getriebe der Millionenstadt. Sie hat mich Fremde freundlich beherbergt, behütet, hat mir viel Schönes gezeigt und auch – viel Menschennot und Elend.

Was wird das Heim von mir fordern für Nahrung und Obdach, für das Quartier während zweier Nächte und für die zweimal drei guten Mahlzeiten? Die Rechnung betrug ganze 10 Shilling für alles, also im August noch ungefähr acht Schweizerfranken. Vielleicht hätte das in einer Schweizerstadt den doppelten Betrag ausgemacht. Und darum war's, dass all die gastfreundlichen Menschen, denen wir in England beim Abschied dankten, und die wir einluden, nach der Schweiz zu kommen, um Bergluft zu geniessen, wehmütig antworteten: Ach wie gern würden wir kommen, aber es ist unmöglich. Die Schweiz ist für uns als Erholungsort viel zu teuer.

Nun ist der teure Schweizerfranken abgewertet, zwar keine erfreuliche Zeiterscheinung, aber ein Weg, um die goldene Barriere etwas zu heben, damit liebe Gäste wieder zu uns kommen können, damit der Handel aufblühen, die Produktion sich steigern und die Arbeitslosigkeit abnehmen kann.